



## Parlamentarischer Brief.

§ Berlin, 20. April.

Das Abgeordnetenhaus pausirte heute, um sich auf die morgige Verhandlung über die kirchenpolitische Vorlage zu rüsten; der Reichstag hielt eine Sitzung ab, welche zehn Minuten dauerte. Der Präsident hatte eine Tagesordnung zusammengestellt, in welcher es an jeder pièce de résistance fehlte. Der Gesetzentwurf über das Seminar für die orientalischen Sprachen wurde an die Budget-Commission verwiesen. Mit Ausnahme des neuen Gebührentarifs für Rechtsanwältinnen, der übermorgen zur Verhandlung kommen soll, fehlt es an jedem Material für die Plenarverhandlungen und die Commissionen sollen solches beschaffen. Es hält aber bekanntlich sehr schwer, die Commissionen zur Arbeit zusammen zu halten, wenn im Plenum die Tagesordnung zum Durchbruch kommt. Unter den Mitgliedern des Reichstages herrscht Mißstimmung darüber, daß sie zum Aufenthalt hier gezwungen sind, ohne genügend Beschäftigung zu finden. Die Bänke sind recht schwach besucht, aber die Neugierde wird vermuthlich noch weiter einreißen. Die Dispositionen über die zeitliche Vertheilung der Geschäfte sind kaum jemals so mangelhaft getroffen worden, wie diesmal unter der Herrschaft der „nationalen Majorität“. Und dabei stehen in der vorgeschrittenen Jahreszeit noch zwei Steuervorlagen in Aussicht, deren Inhalt bisher geheim gehalten wird. Es sieht ganz so aus, als werde dasjenige Gesetz, dessen Erlaß am dringendsten notwendig ist, eine Reform der Zuckersteuer, in dieser Session nicht zu Stande kommen, sondern irgendwo scheitern, und damit wäre einer Anzahl schwerwiegender Unterlassungen eine neue hinzugefügt. Am regsten zeigt sich die Arbeitslust in der Commission für die Kunstbutter. Die Herren haben sehr ernsthafte Luft, Blau zu färben, zwar nicht ein frisches Ultramarinblau, aber eine zarte bläuliche Farbe, etwa von der Art der etwas angewässerten Milch. Sie halten dieses Kunststück im Coloriren für unerlässlich; denn mit dem Verbot des Namens „Butter“ ist nicht viel zu machen. Als in Schweden das Gebot erging, daß die Kunstbutter keinen anderen Namen führen dürfe, als „Margarin“, erlangte die Consumtion von Margarin eine Ausdehnung, wie die Kunstbutter nie gehabt hatte.

## Politische Uebersicht.

Breslau, 21. April.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich die Centrumpartei in den Willen des Papstes fügen und der Kirchenvorlage zustimmen wird, doch verheißt die Parteipresse ihren Unmuth über die päpstliche Entscheidung durchaus nicht. Die „Germania“ äußert sich noch sehr reservirt; sie schreibt:

Zu der kirchenpolitischen Situation, wie sie durch das päpstliche Schreiben geworden, dessen Inhalt ja aber mit jedem Tage deutlicher vorausgesehen werden konnte, werden wir erst in eingehender Weise das Wort ergreifen, wenn das Centrum seine Erklärung in der Sache abgegeben haben wird. Die Erklärung der Vorlage geht ja voraussichtlich sehr rasch von statten, so daß das Ganze bald als Definitivum behandelt werden kann, wobei dann auch noch einige Gesichtspunkte zur Geltung gebracht werden können, die bisher zurücktreten mußten, u. a. wie die gefährlicheren Bestimmungen, die neben besseren und guten in der Vorlage sind, möglichst unschädlich gemacht werden können. Zunächst muß die Aufgabe noch sein, einige Fructificationen des päpstlichen Schreibens zurückzuweisen, zum Beispiel das gänzliche Uebersehen der wiederholten Darlegung des Schreibens, daß der Gesetzentwurf nichts Vollkommenes und Abschließendes enthält, nicht einen „Schlußstein“, wie die „Nordd.“ behauptet, sondern einen „Zugang“ zur Herbeiführung des Friedens bildet, wie es in dem päpstlichen Schreiben ausdrücklich heißt.

Einem längeren Artikel der „Schles. Volksztg.“ entnehmen wir die folgenden Stellen:

## Meine Brüder. \*)

Von E. Treu.

In den Ferien kam Lisa stets zu uns. Ich glaube kaum, daß sie selbst dieselben so eifrig herbeisehnte, wie wir, wenigstens wie ich. Eberhard sprach nicht darüber. Sie hatte im Pensionat ihre Freuden, ihre Lehrer, ihre Musik und so manche kleine Freude, wir hatten eigentlich immer nur unsere stille Arbeit, und wenn Lisa kam, war es für uns, als wenn nach vielen schönen, stillen, aber sonnenlosen Tagen plötzlich die Sonne hervorbricht und Alles umher mit Licht und Wärme füllt.

Manchmal, wenn sie von ihrer Dankbarkeit für uns sprach — obgleich sie mir nichts zu danken hatte, lebe doch ich selbst ausschließlich von Eberhard's Güte —, manchmal also, wenn sie uns davon sprach, wie dankbar sie uns sei, dachte ich, daß wir selbst gewiß die Beglückteren wären. Eberhard redete nicht darüber, aber er war ein anderer Mensch, wenn sie daheim war. Er, der sonst, sobald die Dämmerung hereinbrach, seine Studirlampe anzündete, konnte stundenlang bei uns im Zwielicht sitzen und zuhören, wie sie am alten Clavier sang, und ihre Stimme wurde auch wirklich von Jahr zu Jahr voller und weicher, ihr Vortrag ansprechender. Sie allein wagte auch, zu thun, was ich selbst stets ängstlich vermied: ihn um oft ganz nichtiger Dinge willen bei der Arbeit zu stören, und er ließ kein Wort des Tadel's fallen.

Die ersten Jahre sah ich dies so mit an. Aber Lisa wurde älter; sie war wirklich das reizendste Mädchen, welches ich je gesehen habe. Da war nichts Gemachtes, nichts Anspruchsvolles an ihr, und doch waren die Lehrer in der Pension ihres Lobes voll. Aus dem einfachen Schulmeisterstochterchen war eine wirkliche Dame geworden, und doch war sie unser frisches, natürliches Kind geblieben.

Im dritten Jahre, als sie wieder die Ferien bei uns verlebte, kam mir zum ersten Male ein Gedanke, bei dem ich mich wunderte, daß er mir nicht viel früher eingefallen wäre.

Während nämlich Lisa mir immer noch „unser Kind“ geblieben war, wurde es mir auf einmal klar, daß Eberhard sie, sicherlich nicht mit weniger liebevollen, aber doch ganz anderen Augen betrachtete, als ich selbst. Wenn sein Blick ihr folgte, sobald sie sich irgend etwas im Zimmer zu schaffen machte, meinte ich einen Ausdruck in seinen Augen zu sehen, wenn er in seiner ruhigen Art mit ihr sprach,

Es ist aller Welt bekannt, daß das deutsche katholische Volk, die katholische Presse, der deutsche Clerus, die Centrumsfraction und die preussischen Bischöfe ohne jede Ausnahme gegen dieses Gesetz, und zwar insbesondere gegen die Regelung der Ordensfrage und den verschlechterten Einspruchsparagraphen die schwersten Bedenken haben. Ebenso bekannt ist aber auch, daß das ganze katholische Preußen, vom Erzbischof von Köln bis zum letzten Centrumswähler, der Entscheidung des Heil. Stuhles die gebührende Folge leistet. Da der Heil. Stuhl erklärt hat, daß ihm die Vortheile des Gesetzes größer erscheinen, als die von uns befürchteten Nachteile, so soll es Gesetz werden und von allen Beteiligten bis zur ordnungsmäßigen Abänderung als recht beständig respectirt werden. Letzteres aber nur in der richtigen Auslegung, d. h. in dem vertragsmäßigen Sinne, wie er vom Heil. Stuhle bei Gewährung dieses Zugeständnisses festgestellt ist. Es ist von besonderer Bedeutung gegenüber den Einspruchsparagraphen. Die staatliche Jurisprudenz pflegt den Inhalt der Gesetzsammlung als die ausschließliche Rechtsquelle zu betrachten; die Katholiken aber können und werden verlangen, daß bei Handhabung des Einspruchsrechts nicht nach dem Wortlaut des Paragraphen verfahren werde, sondern nach der vereinbarten Declaration, von welcher das päpstliche Schreiben spricht.

Ganz offen giebt die „Köln. Volksztg.“ ihrem Unmuth über das päpstliche Schreiben Ausdruck. Sie sagt:

Die päpstliche Rundgebung über die kirchenpolitische Vorlage ist keiner von jenen Acten des h. Stuhles, welche im katholischen Volke Deutschlands mit ungemischten Gefühlen begrüßt werden. Auch das Schreiben an den Erzbischof von Köln wird aufgenommen werden mit tiefer Erbitterung, mit dem unerschütterlichen Bewußtsein, daß die hohe, herrliche, gewaltige Aufgabe, welche Gott gerade heutzutage den Katholiken unseres Vaterlandes zugewiesen zu haben scheint, nur von treuen Gliedern der Kirche gelöst werden kann; aber damit verbunden wird kein Zweifel und Sorge: Was das nöthig? Konnte nicht mehr erreicht werden? ... Die Thatsache wird bleiben: der Feldzug, welchen der ehemalige Minister Falt nebst seinen Vorher-, Hinter- und Flügelmännern gegen die katholische Kirche in Preußen unternahm, hat mit einer schweren Niederlage geendet. Ein anderes aber bleibt ebenfalls: die Anzeigepflicht und damit die Gefahr, daß die Staatsregierung auf Umwegen durchgeht, was dem Front-Angriff nicht gelang. Wir begreifen den Unmuth darüber, daß jetzt unter Zulassung des h. Stuhles ein Entwurf Gesetz werden soll, welcher der Regierung ein thatsächlich unbedingtes Veto gegen jede Ernennung zu einem katholischen Pfarramte einräumt. Gerade unser braver Clerus hat die Last und Hitze des Kampfes getragen; er hat ein besseres Schicksal verdient, als die Abhängigkeit von einer Regierung, bei welcher über die Befähigung zum geistlichen Amte ganz andere als geistliche Eigenschaften entscheiden. ... Das Schreiben nimmt Bezug auf Verhandlungen über „eine gültige Vereinbarung, wie die Sache geübelt und welche Norm befolgt werden muß, wenn einmal der Bischof etwas anderes will, als der Oberpräsident erstrebt“, und gleichzeitig erfahren wir, daß der h. Stuhl in dieser Hinsicht im Wesentlichen sich an die bezüglichlichen Anträge des Herrn Bischofs von Fulda anschließt. Ob auf diesem Wege etwas Erhebliches gewonnen wird? Wir fürchten sehr, daß im Conflictfall hinter dem Oberpräsidenten die Macht steht, und in dieser schlechten Welt geht nicht selten Macht vor Recht oder Billigkeit. ... Zahlreiche Zuschriften, die uns und anderen katholischen Blättern zugehen, zeigen deutlich die Erbitterung, von welcher die Geistlichkeit bei der Aussicht erfüllt ist, unter „die Controle der Gendarmen- und Ortsvorsteher“ zu kommen; die Herren haben Recht, und es fällt uns nicht ein, Dinge wegzuspinnieren zu wollen, die so bestimmt kommen werden, wie die Max-regelungen der Blüthezeit des Culturkampfes. Aber wir hoffen, daß die Regierung ohne den Wirth gemacht ist, daß der katholische Clerus denselben entschlossenen Widerstand entsetzt, wie in den siebenziger Jahren. Je mehr er sich um das Einspruchsrecht kümmert, desto schlimmer wird es gehandhabt; je einmüthiger er es ignorirt, desto sicherer fällt diese Kriegsmaschine ins Wasser.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ muß heute selbst zugestehen, daß ihre Zusammenstellung der am 21. Febr. abgegebenen Wahlstimmen falsch war. Sie giebt jetzt eine neue Zusammenstellung über die bei der ersten Wahl — also abgesehen von der Stichwahl — abgegebenen Stimmen; darnach hätten die Deutschfreisinnigen im Jahre 1884 997 004 Stimmen, im Jahre 1887 945 302 Stimmen erhalten, es wäre demnach ein Rückgang von 51 702 Stimmen zu verzeichnen. In ihrer ersten Zusammenstellung hatte

die „Nordd. Allg. Ztg.“ den Rückgang der freisinnigen Stimmen auf 447 702 angegeben!! Ein Wort der Entschuldigung für diese fälschlichen Angaben spricht die „Nordd. Allg. Ztg.“ nicht aus, sie begnügt sich zu sagen:

„Wie der die „deutschfreisinnige“ Partei betreffende Fehler in die früher mitgetheilte vorläufige Zusammenstellung hineingekommen, vermögen wir nicht anzugeben, da eben nicht wir jene Zusammenstellung gemacht haben.“

## Deutschland.

Berlin, 20. April. [Nachtragsetat.] In einer aus Marinefreisen herrührenden Correspondenz der „Magd. Ztg.“ wird der Meinung Ausdruck gegeben, das Reichsriegsministerium scheine bei der Aufstellung des Nachtragsetats der Admiralität vorgegriffen zu haben, denn von neuen oder erweiterten Marineforderungen, die sicher ebenfalls nicht ausbleiben dürften, habe bisher noch nichts verlautet.

× Berlin, 20. April. [Der Proceß Lempp.] Der Dirigent der sogenannten Bauernvereine, der jetzige Zeitungspediteur Oscar Philipp Lempp, stand gestern vor der ersten Strafkammer des Landgerichts I unter der Anklage, sich in vier Fällen der Unterschlagung und in vierzehn Fällen des Betruges schuldig gemacht zu haben. Im October 1885 wurde zwischen dem Angeklagten und dem Generalagenten Gasser von der Londoner Feuer-Versicherungs-Gesellschaft „Rhönit“ ein Abkommen dahin getroffen, daß der Angeklagte eine Agentur für die genannte Gesellschaft gegen eine Provision von 10 pCt. der Netto-Prämieinnahme übernehmen sollte. Lempp wollte durch den Einfluß, den er auf die Mitglieder des obengenannten Vereins ausüben vermochte, im Stande sein, seine Thätigkeit zu einer ersprießlichen und lucrativen zu gestalten. Er hat denn auch viele Versicherungen abgeschlossen, soll aber widerrechtlich über Vermögensstücke des Vereins verfügt haben, welche er sich ebenso widerrechtlich zu verschaffen gewußt hatte. Nach der Anklage hat er in fünf Fällen von den ihm unterstellten Unter-Agenten Beträge in Höhe von 20 Mark bis zu 375 Mark eingezogen, trotzdem ihm ausdrücklich jegliches Einhalten von Geldern verboten war, und soll er diese Gelder in seinem eigenen Nutzen verwendet haben. Der Angeklagte bestritt dies entschieden. Die Einfassung der Gelder mußte er zugeben, er wollte dieselben aber im Interesse der Gesellschaft verausgabt haben. Seine wiederholte Aufforderung an Herrn Gasser, mit ihm Abrechnung zu machen, sei vergebens gewesen, und er habe deshalb seine Ansprüche an die Gesellschaft in einer Civilklage geltend gemacht, welche noch schwebte. Der Vorstehende, Landesgerichtsrath Brausewetter, stellte aus den Acten fest, daß der Angeklagte allerdings eine Klage gegen die Gesellschaft angehängt, und in einer specificirten Rechnung ein Guthaben von 628 M. liquidirt hatte, jedoch ist dies erst gesehen, nachdem die Denunciation wegen Unterschlagung bereits zu seiner Kenntniß gelangt war. Auch ist der Angeklagte mit seiner Klage abgewiesen worden, weil er zu dem betreffenden Termine nicht erschienen ist. Der Angeklagte leitete sein Guthaben an die Gesellschaft aus Reisespesen, Druckfachen u. s. w. her, welche er verausgabt haben wollte. Die Betrügereien findet die Anklage darin, daß er die Liquidirung der Gebäude der zu Versicherenden mit einem damaligen Maurer-gefallen vornahm und sich hierfür eine Vergütung von je 5 Mark zahlen ließ, während die Liquidirung nur durch einen vereideten Sachverständigen vorgenommen werden darf. Jene Lare hat für die Betreffenden denn auch absolut keinen Werth gehabt und es hat eine nochmalige Abschätzung stattfinden müssen, wodurch den Landeuten neue Kosten erwachsen sind. In dieser Beziehung erklärte der Angeklagte, daß er in gutem Glauben gehandelt habe und daß diejenigen Abschätzungen, welche vor seiner Entlassung von ihm und seinem Begleiter vorgenommen worden wären, von der Gesellschaft unbeanstandet angenommen wurden. Durch die Vernehmung des Generalagenten Gasser und dessen Bureau-Vorstehers wurden die Handlungen des Angeklagten in ein dunkles Licht gestellt, alle Behauptungen, die ihn entlasten sollten, wurden als falsch bezeichnet. Der Zeuge Gasser erklärte, daß der Angeklagte sich bereits gleich nach Beginn seiner Thätigkeit einer Unterschlagung schuldig gemacht habe, auf seine Bitten sei aber von der Erhaltung einer Anzeige Abstand genommen worden. Seine Ansprüche an die Gesellschaft seien rein aus der Luft gegriffen, außer den verabredeten 10 pCt. ständen ihm weitere Vergütungen nicht zu. Die unterschlagenen Beträge habe der Angeklagte den Unteragenten geradezu abgebrängt, die Gesell-

meinte ich einen Klang in seiner Stimme zu hören, der früher nicht darin lag.

Eberhard war ja eigentlich noch ein junger Mann, viel jünger als ich, aber ich weiß nicht, wie es zuging, ich hatte nie früher daran gedacht, er könnte heirathen. Nur wäre gewiß nie ein Mädchen gut genug für ihn gewesen.

Nun fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Lisa, unsere kleine Lisa, das würde die Frau sein, die ihn glücklich machen könnte. Und so, wie mir das klar geworden war, begann ich, mit aller Kraft meines Herzens zu wünschen, es möchte so kommen, begann ich, ihn und sie heimlich zu beobachten, wenn sie sich unbemerkt glaubten, und je länger ich beobachtete, je klarer wurde es mir, daß Eberhard in seiner stillen Art Lisa sehr lieb hätte.

Lisa machte den Eindruck, als wäre ihr dergleichen noch nie eingefallen.

Ich hätte mich aber wohl, Eberhard gegenüber irgend welche Andeutungen zu machen. Er ist ein schweigsamer Mann, am schweigsamsten in Bezug auf seine eigenen Gefühle, und wenn er eine Vertraute wünschte, so wußte er ja selbst, wo sie zu finden war.

Nun war Lisa beinahe neunzehn Jahre alt, und Eberhard und ich waren überein gekommen, sie endlich aus der Pension fortzunehmen. Ein halbes Jahr sollte sie jedenfalls bei uns bleiben, um sich auch im Hausstande ordentlich umzusehen. Was dann aus ihr werden sollte, darüber zu sprechen vermieden wir Beide. Sie selbst nahm an, daß sie später eine Stellung als Gesellschaftlerin suchen wollte. Eberhard und ich, wir hatten wohl Beide andere Hoffnungen.

Sie kam, — meiner Ansicht nach noch häßlicher, noch anziehender geworden, als je vorher. Wenn sie des Morgens früh in den Garten ging, einen Strauß für das Wohnzimmer und einen für Eberhard's Studierzimmer zu schneiden, wenn sie im hellen Morgenkleide am Kaffeetisch stand und hausmütterlich für uns sorgte, wenn sie mit der weißen Küchenschürze und dem großen Kochlöffel am Herde wirthschaftete, wenn sie in zierlichem Promenadenkostüm Antrittsbesuche bei unsern Bekannten machte, — wenn sie Abends im Zwielicht auf einem Schemel zu meinen Füßen saß, den schönen blonden Kopf an meine Kniee gelehnt und uns allerlei Pensionsgeschichten erzählte, auf die sogar mein ernsthafter Eberhard ganz vergnügt lauschte, — immer und zu allen Zeiten war sie unsere frohändige Lisa. — Und immer und zu allen Zeiten mehr wünschte ich, sie möchte stets die unsere bleiben.

Ja, so war es zu Anfang. Aber allmählig, zuerst so unmerklich,

daß wir gar nicht darauf achteten, wurde es anders. In Lisa's Wesen trat eine gewisse Fremdheit, die ich nicht verstand; sie saß viel allein im Garten in der alten Jasminlaube oder unter der Blut-buche, wenn sie am Herde stand und kochte, sang sie nicht mehr dabei oder brach das angefangene Lied plötzlich ab, und ein paarmal fand ich sie auf ihrem Stüßchen in Thränen.

„Was ist, Kind?“ fragte ich erschrocken und nahm ihre beiden Hände.

„Nichts!“ sagte sie, schnell ihre Thränen trocknend und lächelnd. „Nichts, Fräulein Brigitte!“ Aber dann schlang sie plötzlich ihre beiden Arme um meinen Hals und weinte zum Herzbrechen.

„Möchtest Du nach der Pension zurück? Sehnt Du Dich nach etwas?“

„Ja,“ sagte sie, „aber nicht nach der Pension.“ Dann trocknete sie wieder ihre Thränen, fing an zu lachen und sagte in ganz verändertem Tone: „Ich bin ein sehr thörichtes Mädchen. — Hat Pauline schon die Johannisbeeren zum Einmachen gepflückt?“

Ja, daraus sollte nun Eberhard klug werden! —

„Sie langweilt sich bei uns,“ sagte Eberhard, als ich es ihm erzählte. „Sie ist an viel junges, frisches Leben gewöhnt, und die ungewohnte Stille hier bei uns sagt ihr auf die Dauer nicht zu.“ Er seufzte ein wenig dabei, und ein bekümmertes Ausdrück lag in seinen Augen. „Wir Beiden, Brigitte, sind zu alt für ein so lebensfrohes Geschöpf.“

„Du, Eberhard?“ fragte ich vorwurfsvoll. „Was fällt Dir ein? Du bist ja ein junger Mann.“

„Ja, in Deinen Augen, Brigitte,“ sagte er, nun doch lächelnd. Ein feines Roth war in seinem Gesicht aufgefliegen und er wandte sich schnell ab und ging fort.

Ein paar Tage später waren wir in großer Aufregung. Max, von dem wir seit langer Zeit überhaupt kaum wußten, wo er sich eigentlich aufhielt, da er bald hier, bald dort umhergeschwärmt, schrieb, er wolle auf einige Wochen zu uns kommen, und Eberhard und ich waren sehr froh, unsern lieben Jüngsten wieder einmal bei uns sehen zu sollen.

„Den kennst Du noch gar nicht, Lisa, nicht wahr?“ fragte ich Mittags bei Tisch.

„Doch!“ entgegnete sie. Und dann plötzlich flog ihr ein dunkles Roth in die Wangen bis hinauf an das Haar und sie schwieg als habe sie etwas Unüberlegtes gesagt.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Nachdruck verboten.



schaffte sei um einen Gesamtbetrag von fast 400 M. geschädigt worden. Der Staatsanwalt beantragte gegen den Angeklagten eine Gesamtstrafe von 9 Monaten Gefängnis und einem Jahr Ehrverlust. Der Angeklagte hielt darauf eine längere Rede und bat dringend um Vernehmung einiger von ihm vorgelegter Entlastungszeugen, der Gerichtshof gab diesem Antrage (wie bereits telegraphisch gemeldet) statt und vertagte die Verhandlung, trotzdem der Vorsitzende der Ansicht Ausdruck gab, daß der Angeklagte nur bezwecke, die Sache zu verschleppen.

[Postalisches.] Von jetzt ab können Postpakete ohne Werthangabe im Gewicht von 5 Kgr. nach dem Congostaat versandt werden. Ueber die Lage und die Verbindungsbedingungen erteilen die Postanstalten auf Verlangen Auskunft.

Die am 20. jedes Monats von Bordeaux und am 23. von Lissabon abgehenden französischen Schiffe der Messageries maritimes fahren wieder fahrplanmäßig über Brasilien nach Montevideo und Buenos Aires, und werden wieder, wie früher, zur Beförderung von Briefsendungen nach den La Platastaaten benutzt werden. Dagegen können mit dem am 5. von Bordeaux und am 9. von Lissabon abgehenden Schiffen derselben Gesellschaft Briefe u. nach Brasilien vorläufig noch nicht abgeandt werden, da diese Dampfer auf der Hinfahrt immer noch direct nach dem La Plata ihren Kurs nehmen. Auf der Rückfahrt werden die Schiffe beider Linien beabsichtigt Uebernahme der brasilianischen Post Jha Grande in der Nähe von Rio de Janeiro anlaufen.

[Zum dreifachen Raubmord in Paris.] Wie bereits telegraphisch gemeldet, hat sich der Pariser Criminal-Commissar Goron in Berlin aufgehalten, um die Spur eines gewissen Geisler zu verfolgen, welcher der Mithild an dem Mord der Mad. de Montille in Paris verdächtig ist. Von Berlin aus hat sich Herr Goron nach Breslau begeben. Die Berliner Criminalpolizei veröffentlicht über den Sachverhalt folgende Mittheilungen: Am 17. März gegen 9 Uhr Vormittags wurde die vierzigjährige Alice Regnault, bekannt unter dem Namen Regine de Montille, in ihrem Schlafzimmer ermordet aufgefunden, während ihre Dienerin, die Witwe Gremmenet und deren elfjährige Tochter Marie in einem anderen Zimmer als Leichen gefunden wurden. Die drei Ermordeten waren nur mit dem Hemde bekleidet und hatten tödliche Schnittwunden am Hals. Geraubt waren Werthgegenstände, insbesondere Diamanten von sehr bedeutendem Werth. Der Thäter ist ein gewisser, aus Alexandrien gebürtiger Franzose, welcher einige Tage nach der That in Marseille verhaftet, und bei dem der größte Theil des geraubten Gutes vorgefunden wurde. Die Umstände, welche auf die Mithilderschaft eines gewissen Geisler schließen lassen, sind folgende: Unter dem rechten Arm der ermordeten Gremmenet wurde eine Herren-Mantel, in welcher mit Dinte der Name „Gaston Geisler 3“ eingeschrieben war, vorgefunden, im Schlafzimmer der Regnault an einem Gardinenhalter ein Leibriemen, auf welchem der Name Gaston Geisler mit großen römischen Buchstaben gedruckt war, und endlich in einer Kommode der Regnault ein mit dem Namen „Gaston“ unterschriebener Brief mit dem Poststempel „Paris“, der vom Retourkürren handelte, und daher anscheinend von einem Photographen oder Maler herrührte. Die Pariser Polizei stellte nun fest, daß in dem Hotel Cailleur, Rue St. Quentin, ein „Henri Geisler“ vom 5. bis zum 16. März gewohnt hatte und den Nachmittag des genannten Tages, ohne die Gasthofsrechnung zu bezahlen, unter Zurücklassung seiner Reisetasche verschwunden war. Dieser Geisler, der etwa 35 Jahre alt und 1,70 Meter groß war, schwarzes Haar und schwarzen Schnurrbart, dicke Lippen und die Gesichtsfarbe eines Südländers hat, war anscheinend nur der deutschen Sprache mächtig und hatte Wien als seinen Geburtsort angegeben. Die in der zurückgelassenen Reisetasche befindlichen Wäschestücke trugen auffallender Weise die Buchstaben G. G. Einige Kragen waren mit dem Stempel des Berliner Wäschegegeschäfts von Nabege, Mohrenstraße 27, versehen. Außerdem befand sich in dem Koffer ein Stück eines socialdemokratischen Wahlprogramms zur Breslauer Reichstagswahl; ferner zwei schwarz Lederportemonnaies mit gelbem Futter, darin ein deutsches Zweifelhäufchen und eine österreichische Münze, sowie ein kleines goldenes, schwarz emailirtes Medaillon mit der Photographie einer jungen Dame, sowie endlich ein Abonnementsticket der Wiener Pferdebahn. Eine Nachfrage in dem Nabege'schen Wäschegegeschäfte hat ergeben, daß die Kragen vor einigen Monaten dort gekauft worden sind; der Käufer kann indes nicht bezeichnet werden. Ueber den Verbleib des am 16. März aus dem „Hotel Cailleur“ verschwundenen Henri Geisler, dessen Theilnahme an dem Mord nach dem vorgenommenen Sachverhalt keineswegs für erwiesen angenommen werden kann, hat trotz der eifrigsten Nachforschungen nichts festgestellt werden können.

## Weimar, 19. April. [Angelica Facius.] Vorgestern ist hier in hohem Alter eine Künstlerin verschieden, deren Name nicht nur wegen ihrer anerkannter Leistungen verdient bewahrt und genannt zu werden, sondern auch besonderes Interesse dadurch erregt, daß sie noch Angesichts der großen Zeit von Weimar ihre Künstlerlaufbahn begann und damals noch die besten Proben ihres Könnens ablegte. Angelica Facius ist am 17. d. Mts. gestorben. Sie

war die Tochter von Wilhelm Facius, welcher, in Greiz 1764 geboren, lange Zeit in Weimar lebte, geschickter Stein- und Stempelschneider war, sich auch durch Erfindung gewisser Methoden in der Herstellung von Stuccaturen und im Härten von Medaillenkampeln in Verdienst erwarb und am 4. Mai 1843 als Professor und großherzoglicher Hofmedaillieur in Weimar starb. Seine Tochter Angelica trat in seine Fußstapfen, pflegte mit Vorliebe die Kunst des Stein- und Stempelschneidens und brachte es darin bis zu einem hohen Grad der Vollendung in einzelnen Stücken. Als die besten werden genannt das Portrait Karl Augusts in einem Carneol; die Medaille auf das 50jährige Jubiläum der Regierung desselben (1825); die Medaille auf den Tod dieses Großherzogs, welche unter Rauchs Leitung vollendet wurde. Angelica Facius war eine Schülerin Rauchs in Berlin. Sie fertigte auch vorzüglich Portraits in Gemmenart, Büsten in Gyps und dgl. an. Das großherzogliche Museum wie das Goethe-Nationalmuseum weisen in ihrem Besitz einige Arbeiten von Angelica Facius auf. So finden sich in Goethe's Kunstsammlungen eine Anzahl ihrer Medaillen: Die Medaille auf Goethe's Jubiläum, welche auf der Vorderseite den Kopf desselben, nach rechts, auf der Rückseite einen Kranz aus Lorbeer, Eichen und Myrthe und die Widmung: „Dem VII. Nov. MDCCCXXV“ zeigt; Durchm. 1 1/4 Zoll; ein Exemplar in Bronze, eins in Silber. Die Medaille zum 50jährigen Jubiläum des Großherzogs Karl August; Vorderseite: Derselbe sitzend auf einem Sessel mit langem Scepter, vor ihm steht eine weibliche Figur mit Waage und Füllhorn; auf der Rückseite die Inschrift: „Gerecht und glücklich MDCCCXXV“; Durchm. 1 1/4 Zoll; ein Exemplar in Silber, drei in Bronze vorhanden. Die Medaille auf Zelter; Vorderseite: „C. F. Zelter. K. Pr. Prof. D. Tonk. Dr. Ritt. V. Seinen Verehr. Am II. Dec. 1831.“ Kopf nach rechts; Rückseite: Wappen mit Umschrift: „Getreu der Natur und Kunst.“ Durchm. 1 3/4 Zoll. Diese Medaille in drei Exemplaren im Goethe-Museum vorhanden, außerdem ein Abdruck der Rückseite in Blei. Auch einige Büsten, von der Künstlerin gefertigt, Copien nach Rauch und andern finden sich am genannten Orte. Ferner ist als eine Perle ihrer Bildhauerkunst zu nennen ein Engel, stehend auf dem Grabe der aus der Goethe-Zeit bekannten Malerin Louise Seidler auf hiesigem Friedhof. Angelica Facius hat auch mitgearbeitet an der künstlerischen Ausschmückung der berühmten Dichtergalerie im Großherzoglichen Residenzschloß in Weimar, deren malerischer Theil in so überaus schöner Weise durch Künstler wie Fr. Preller, Gustav Jäger, K. Hummel, Neher, Thon zur Ausführung gelangt ist. Unsere Künstlerin hat hier die kunstvollen und schönen, von Neher entworfenen Reliefs der Thürfaltungen gearbeitet. — In ihrer späteren Lebenszeit war Angelica Facius vereinsamt und verarmt, wurde aber vom Großherzog unterstützt; so hatte sie z. B. freie Wohnung im sogenannten Jägerhaus auf der Marienstraße, einem großen dem Staate gehörenden Hause, in welchem, wie nebenbei bemerkt sein möge, auch Goethe im Jahre 1776 und dann vom November 1789 ab eine kurze Zeit hindurch mit Christ. Vulpius, nach der Lösung seiner näheren Beziehungen zu Frau von Stein, gewohnt hat und wo ihm von Christiane am 25. December 1789 sein Stammvater August beiseite wurde. Freilich soll den Mitbewohnern des Hauses die Nachbarschaft Angelicas nicht besonders angenehm gewesen sein wegen ihres absonderlichen, später bis zur Unzurechnungsfähigkeit ausgearteten Wesens. Sie war denn auch wegen dieser unglücklichen Wendung, die ihre geistigen Eigenschaften genommen, unter Vormundschaft gestellt worden. Auch ihr Vater war in manchen Dingen ein sonderbarer Kauz; so wird erzählt, er habe eine Abneigung und Widerwillen gehabt gegen alle von fremden Personen hergestellte Speisen (seine Tochter mußte für seine Verpflegung sorgen), auch habe er keine Thürflinke direct angefaßt, sondern immer erst Papier oder Zeug darüber gethan, ehe er sich ihrer bediente.

## Kleine Chronik.

Breslau, 21. April.

\* Die bulgarische Sobranje in — Meran. Eine der humoristischsten Zeitungen, die wir je zu Gesicht bekommen — die besten Witblätter nicht ausgenommen — ist der „Staatsanzeiger“, Officielles Organ für das Fürstenthum Bulgarien. Nicht, wie man meinen sollte, in Sophia, sondern in Meran erscheint dieses interessante Blatt, das uns heute in Nr. 2 des II. Jahrgangs vorliegt. An der Spitze der Zeitung findet sich die Thronrede, mit welcher Carl I. am 16. April die erste parlamentarische Session der großen Sobranje in Meran schloß. Es folgen Mittheilungen aus dem Schooße der Sobranje, Correspondenzen, Stimmen der Presse, Correspondenzen der Redaction u. dgl. Der „Amtliche Theil“ giebt Kunde von den Ernennungen und Beförderungen, der Stiftung einer Akademie der Wissenschaften und Künste u. dgl. Ein umfangreiches Feuilleton, Notizen aus dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft vervollständigen den ebenso reichen, wie anregenden und ergötzlichen Inhalt des „Staatsanzeigers“. Derselbe ist das Organ der gelehrten Vereinigung in Meran, welche unter dem Namen „Sobranje“ Alles um sich scharrt, was innerhalb des reisenden Kurorts und in seiner europäischen Umgebung Sinn für Humor hat. Die Mitglieder der Sobranje recrutiren sich aus den besten Gesellschaftskräften, und daß die hohe parlamentarische Körperschaft die wichtigsten Köpfe zu den übrigen zählt, beweist ihr „officielles Organ“. Unter den Landesleuten aber, die nach Meran kommen, empfehlen wir dringend, sich Einlaß zu den Sitzungen der Meraner Sobranje zu verschaffen. — Zur besseren Orientirung über den neuen Bulgarenstaat an der Passer fügen wir unseren Mittheilungen den Schluß des Feuilletons „Geschichte des Meraner Bulgarenstaates“ an, wo es heißt: „Eine Specialität des Meraner Bulgarenstaates ist es auch, daß derselbe ausschließlich aus Würdenträgern besteht! — Sobald das geheime Cabinet, in welchem alle Fäden der Politik zusammenlaufen, erkannt, daß ein Gast, welcher an der Sobranje theilnimmt und gerne Mitglid der Gesellschaft werden möchte, aber auch ein verwendbares Glied des Staates wird, daß die Gesellschaft durch seinen Frohsinn, Humor oder andere gute geistige Anlagen belebt, so erhält es irgend eine Würde, und mit der Würde die bulgarische Staatsbürgerschaft. Bürgerliche gesellschaftliche Stellung ist da nicht maßgebend, sondern nur die Geistes- und die Herzens-Eigenschaften des Candidaten. Fehlen ihm diese, oder bemerkt man, daß er von dem Staate nur genießen, profitiren und unterhalten sein will, ohne eigene Leistungsfähigkeit, dann bleibt er Gast. Kein Mitglied zählt einen bestimmten Beitrag, da die Gesellschaft ja kein Verein ist; alle Ausgaben des Staates (und sie sind keine kleinen — man denke nur an die kostbaren Orden, Zeitungen u. dgl.) werden durch freiwillige Spenden gedeckt, die reichlich fließen; wahrlich, der bulgarische Finanzminister ist ein beneidenswerther Staatsmann. Die große Sobranje wird am 16. April geschlossen und im October wieder einberufen. Die täglichen Zusammenkünfte dauern aber auch im Sommer fort. — Wird dieser Bulgarenstaat eine lange Dauer haben? — Ja und nein. — Ja, wenn alle Bulgaren vom gleichen Geiste des Gemeinfinnes, der Unterordnung unter das Ganze, der Liebe zu einer wahren unverfälschten, gemüthlichen Stammgesellschaft befeelt bleiben und derselben Opfer bringen, und wenn auch die staatsverhaltenden schaffenden Elemente der Sobranje erhalten bleiben, die den guten seinen Ton in der Gesellschaft hüten und schütten, wenn sich keine Stänker, politische Krafteiler u. dgl. einschleichen! Nein, wenn dieser nothwendige Gemeinfinn verschwindet, die Unterordnung unter das Ganze fehlt. Möge der Staat von allen äußeren Feinden bewahrt bleiben; er hat manche schwere Gefahren bereits siegreich bestanden, welche Palastrevolutionen oft auf das Haar ähnlich sahen; sogar schwerwiegende Agitationen des schwachen Geschlechtes, welche in einem solchen

Staatswesen nur einmal nicht mitreden und mitthun können, pochten an die äußeren Thore dieser Festung, aber der Anschlag, so schlagend gelang, er wurde siegreich abgeklagen. Man denke nur bei den großen Standesunterschieden unserer Bulgaren, welche verheerende Folgen würden da die Streitigkeiten unter den Bulgaren anstiften. Die Exzellenz würden mit keiner gewöhnlichen Ränthn verfahren wollen, und dann schon gar erst die Standesunterschiede im bürgerlichen Leben, die unter den männlichen Bulgaren im Gesellschaftsleben ganz verschwinden, was aber beim schwachen Geschlechte nicht möglich ist, daher Zurückziehung einfacher bürgerlicher Frauen unausweichlich, und damit Hand in Hand auch Verstimmlung durch gekränkter Ehegatten; darum wäre das Eindringen weiblichen Einflusses im Bulgarenstaate der sichere Todeskeim desselben. Caveant Consules!“

Die Versteigerung der gräflich Sierstorff'schen Gemäldesammlung wurde gestern bei Lepke in Berlin unter gleich lebhafter Theilnahme wie am ersten Tage fortgesetzt und beendet. Pierre Mignard's „Brustbild einer vornehmen Dame, angeblich Ninon de l'Enclos“ erzielte 2400 Mark, Jan Wijnants' „Waldlandschaft mit Blick in das freie Land“ 1100 Mk. und Jacques Callot's „Cavaliere in der Schänke“ 4000 Mk. Peter Breughel's kleines schwarzgerahmtes Bild „Darstellung einer Schlacht“ wurde bis auf 2000 Mark gesteigert. Peter van Laar's „Eigenerhand vor einem Kloster“ wurde für 1250 Mark verkauft. Die letzten 47 Bilder der Sammlung, die unter den Hammer kamen, brachten im Ganzen 21250 Mark, so daß der Ertrag der gesammten Sierstorff'schen Gemäldesammlung sich auf 178640 Mark beläuft. Im Anschluß an die Gemäldeversteigerung fand der Verkauf der aus gleichem Besitz stammenden werthvollen Antiquitäten statt. Hier wurden drei große Eisenbehälter in getriebener Silbermontur mit reicher Schnitzerei, Werke deutscher Kunst aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, bei dem Höchstgebot von 31500 Mk. Herrn Kunsthändler Wlaser zugeschlagen. Ein anderer Eisenbehälter erzielte 1000 Mk. und ein chinesisches Porzellanservice aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ebenfalls 1000 Mk. Ein Porzellanservice, Meißener Fabrikat, gleichfalls aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammend, wurde mit 810 Mk., ein Service von 12 Bechergläsern und zwei Liqueurflecken mit allegorischen Monatsdarstellungen mit 600 Mk. und ein Email-Handleuchter deutscher Arbeit mit 500 Mark bezahlt. Eine Meißener Porzellangruppe aus dem Jahre 1759 ging für 705 Mark fort und eine äußerst seltene Delfter Henkelkanne aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, mit dem Namen des Besitzers Philippus Götem, wurde bis auf 1240 Mk. getrieben. Die aus 36 Nummern bestehende Kunstsammlung brachte im Ganzen 39 126 Mark, so daß während der zweitägigen Versteigerung im Ganzen 217 760 Mark erzielt wurden.

Redacteur und Schriftföher. In Bernburg verstarb vor einigen Tagen der Herausgeber des im Anhaltischen sehr verbreiteten Bernburger „Wochenblattes“, Alexander Meyer, im Alter von 76 Jahren. Er war unter den Journalisten ein Unicum, insofern als er die Fähigkeit besaß, seine Artikel gleich aus dem Kopfe „lesen“ zu können. Nie hat er seine Gedanken erst im Manuscript niedergeschrieben. Tag für Tag trat er, so lange seine Kräfte es erlaubten, frühmorgens an den Gestirnen und schneeller als ein anderer es hätte hinschreiben können, brachte er seine stets gefalteten und gegebenen Laborate vermittelst der bleiernen Typen direct in den Winkelfahnen. Weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus bekannt, genoh er wegen der Biederkeit seines Charakters und der schlichten Anspruchslosigkeit seines Wesens die allgemeinste Achtung.

Der Präsident der Vereinigten Staaten in Verlegenheit. Präsident Cleveland erhielt kürzlich aus einer Driftschiff des Staates Mississippi

## Provincial-Beitrag.

### Das Spielen in außerpreussischen Lotterien vor dem Reichsgericht.

In Bezug auf die bereits mitgetheilte Entscheidung des Reichsgerichts in dem Proceß des Fiskus gegen den Kaufmann Niesensfeld in Kreuzburg-Oberhschlesien wegen Herausgabe eines Gewinnnes der sächsischen Lotterie wird uns aus Leipzig unterm 20. d. M. geschrieben:

Der vierte Civilsenat des Reichsgerichts unter Vorsitz des Chefpräsidenten Dr. Simson beschäftigte sich in seiner Sitzung vom 17. d. Mts. mit dem vielfach besprochenen Proceß, den der preussische Fiskus, vertreten durch die königliche Regierung zu Oppeln, gegen den Kaufmann Niesensfeld in Kreuzburg in Oberschlesien auf Herausgabe eines Lotterie-Gewinnes in Höhe von 2535 Mark angestrengt hatte. Niesensfeld spielte 1/2 Loos der im November 1885 beendeten sächsischen Staatslotterie. Die betreffende Nummer wurde mit einem Gewinn von 3000 M. gezogen, so daß auf das Fünftelloos 507 M. entfielen. Die Regierung zu Oppeln brachte in Erfahrung, daß Niesensfeld ein Loos gespielt, welches mit einem Gewinn von 3000 Mark gezogen worden sei; sie strengte daher die Klage auf Herausgabe dieses Gewinns bei dem Landgericht zu Oppeln an. Letzteres erkannte jedoch in seiner Sitzung vom 1. April 1886 auf Freisprechung des Beklagten. Die Oppelner Regierung legte hiergegen Berufung ein und nun erst machte der Beklagte geltend, daß er nur 1/2 Loos gespielt habe. Das Oberlandesgericht zu Breslau hob das Urtheil des ersten Richters auf und sprach, auf Grund der §§ 172 und 173 Theil I, Titel 16 des Allgemeinen Landrechts, dem Fiskus das Recht zu, den unerlaubten Gewinn vom Beklagten einzuziehen. Eine materielle Entscheidung vermochte das Oberlandesgericht nicht zu treffen, es war vielmehr in Folge des Einwands des Beklagten genöthigt, die Sache wegen Festsetzung der Höhe des Anspruchs an das Landesgericht zu Oppeln zurückzuverweisen. Der Beklagte legte gegen dieses Urtheil die Revision ein und es stand in Folge dessen bereits am 23. März d. J. vor dem vierten Civilsenat des Reichsgerichts Termin zur Verhandlung in dieser Sache an. Die Publikation des den Fiskus zurückweisenden Urtheils wurde auf den 17. d. Mts. ausgesetzt. Maßgebend für diese Entscheidung war die Auffassung, daß das Gesetz vom 5. Juli 1847 nur eine Erneuerung des Gesetzes vom 7. December 1816 sei, welches lediglich den Zweck hatte, den Absatz der Loose der preussischen Staatslotterie sicher zu stellen. Die angeordnete Strafe habe sonach lediglich einen fällischen Zweck; auch werde der Abschluß des Spielvertrages über ein Loos einer auswärtigen Lotterie nicht ungtl. Es sei stets von höchsten Gerichtshöfen, auch von anderen Senaten des Reichsgerichts in Proceßten zwischen Spielern und Collecteuren und zwischen verschiedenen Spielern unter einander anerkannt worden, daß der Spieler seinen Anspruch auf den Gewinn rechtlich erworben und einen klagenbaren Anspruch darauf habe. — Zu erwähnen ist, daß diese Entscheidung des höchsten Gerichtshofes eine endgiltige ist, da nur der vierte Civilsenat über Ansprüche des Fiskus zu entscheiden hat, mithin gegentheilige Entscheidungen anderer Senate unmöglich sind.

Breslau, 21. April.

\* Prinz Albrecht trifft morgen, den 22. d. M., Abends 9 Uhr 35 Minuten, von Camenz kommend, hier ein und reist um 10 Uhr 29 Min. nach Berlin weiter.

\* Preisauschreiben der Section Breslau des D. und Oc. Alpenvereins. Wie bereits früher mitgetheilt, schreibt die Section Breslau des D. und Oc. Alpenvereins einen Preis von 3000 Mark für eine wissenschaftliche Arbeit aus. Das Statut für das Preisauschreiben ist nummehr festgesetzt. Es hat folgenden Wortlaut:

1. Die Section Breslau des D. und Oc. A. V. stellt aus Anlaß der Feier ihres zehnjährigen Bestehens zur Preisbewerbung folgende Aufgabe: Die Vergleichen der österreichischen Alpenländer. Es wird erwartet eine genaue, durch Karten und Profile belegte Fest-

stellung eines Brief, in welchem ein Lotterielos lag, auf das in der letzten Ziehung der Louisiana-Lotterie ein Gewinn gefallen war. Auf der Rückseite des betreffenden Looses ist vermerkt, daß auf kein Loos der darauf entfallende Gewinn ausbezahlt wird, wenn dasselbe nicht die Unterschrift des Präsidenten trägt. Natürlich ist damit der Präsident der Lotterie-Gesellschaft gemeint, doch glaube der Biederer in Mississippi, daß der Präsident der Vereinigten Staaten sein müsse. Deshalb hatte er dem Letzteren das Loos mit einem förmlichen Begleitschreiben zugesandt, mit dem Ersuchen, das Loos doch gefälligst sofort zu unterzeichnen und an den Absender zu retourniren, da das Geld in Mississippi sehr knapp und er in großer Verlegenheit sei. Erst wollte der Präsident das Loos in seiner Gutmüthigkeit mit einem Begleitschreiben zurücksenden, worin dem Manne ausgedrückt werden sollte, wohin er dasselbe zu schicken habe. Da fiel ihm indessen ein, daß er dies nicht thun dürfe, ohne sich eines Vergehens gegen die Vereinigten Staaten schuldig zu machen. Ein Bundesgesetz bestimmt nämlich, daß kein Lotterie-Angelegenheiten betreffender Brief durch die Post befördert werden darf, und daß Jeder, der wissentlich dieses Gesetz übertreft, eine Geldbuße von 100–500 Dollars erlegen soll. In Folge dessen kann nun der Präsident dem Manne in Mississippi das Loos nicht zuschicken, ohne sich eines Vergehens gegen die Gesetze der Vereinigten Staaten schuldig zu machen. Ja, er kann ihn nicht einmal brieflich in Kenntniß setzen, wie die Sachen stehen, ohne das Gesetz zu verletzen. Wenn der Mann an einem Orte wohnte, wo Telegraphenverbindung wäre, so könnte man ihn telegraphisch benachrichtigen. So aber hat der Präsident nur die Wahl, einen Boten in den Hinterwald von Mississippi zu schicken, oder sich der Gefahr auszusetzen, daß der Mann daselbst den Verdacht faßt, der Präsident habe ihm sein Lotterielos unterschlagen.

Frauensönheit. In London befanden sich dieser Tage mehrere Cavaliere im Fremdenclub und das Gesprächsthema bildete die Frauensönheit. Einer der Anwesenden, Sir Arthur W. Camur, stellte die Behauptung auf, daß es keine Lage des Lebens gebe, in welcher eine schöne Frau nicht den zwischen Erfolg erreichte, als eine minder schöne. Von der Bühne angefangen, auf welcher die schöne Künstlerin halb gewonnenes Spiel hat, bis zur Bettlerin herab bewährte sich seine Maxime. Ein Streit entspann sich und der Oberst Patricie schlug zuletzt Sir A. W. Camur eine Wette vor, die in folgender Weise ausgetragen ward: Man wählte eine wunderbar schöne Zimmermädchen des Clubs und zugleich eine häßliche Ausseherin, verlorge Beide mit ganz gleichen, abgetragenen Kleidern und hieß sie, einen Nachmittag hindurch auf fashionablen Plätzen betteln und um 9 Uhr wieder im Club eintreffen. Die Herren vertrieben sich die Wartezeit am Spieltisch, allein die Morgenröthe fand sie noch, die Karten in der Hand, und keine der beiden Bettlerinnen war zurückgekommen. Der Grund lag darin, weil Beide sich bei dem neuen Handwerk so ungeschickt benommen hatten, daß sie verhaftet und zur Polizei gebracht wurden. Die beiden als Zeugen vorgeladenen Herren berichteten dem Richter getreulich die ganze Sache und dieser fragte die „Bettlerinnen“, weshalb sie sich zu dem Veruche hergegeben hätten. Die Antwort lautete: „Weil uns die Herren für die Probe Jeder drei Pfund Sterling versprochen.“ Der Richter sagte: „Ich bin nicht hier, um die Gründe genau zu erwägen, die Jemanden bestimmen, gegen ein Gesetz zu handeln. Das, was Sie mir angeben, ist jedoch weit weniger ein Milderungsgrund, als wenn Jemand durch Noth und Glend gezwungen wird, dem Verbote entgegen, auf der Straße zu betteln. Ich verurtheile Sie Beide zu je acht Tagen Gefängnis. Vielleicht ist es den Herren Zeugen angenehmer, hier im Gerichtssaale die Stätte kennen zu lernen, an der die Schönheit keinen Werth hat und nicht den mindesten Einfluß auf den Anspruch des Richters.“







Verantwortlich: f. d. politischen u. allgemeinen Theil: J. Seckles; f. d. Feuilleton: Karl Vollrath; f. d. Inseratentheil: Oscar Meitzer; sammtlich in Breslau, Druck von Grass, Barth & Co. (W. Friedrich) in Breslau.